

so daß auch der Zweikampf zum Gericht gehörte. Die erste Anerkennung des gerichtlichen Zweikampfes finden wir beim Burgunderkönig Gundobald (lex Burg. 45, in d. Mon. Germ. hist. Leges III, 551) und beim Langobarden Eutprand (Edict. Langob. 118, in d. Mon. l. c. IV, 156). Schon Rothari (Edict. Roth. 74, in d. Mon. l. c. IV, 23 sq.) hatte die Fehden verboten, und Eutprand (Edict. Langob. l. c.) erkannte wohl, daß der Zweikampf unsicher sei, aber man mußte eben kein besseres Mittel. Die Kampfwuth war ja doch nicht zu vermeiden, und da sagte man sich, es sei besser, daß die Kämpfe öffentlich als im Geheimen stattfänden. Nur bei schweren Fällen, besonders bei ehrlösen Thaten, Beschimpfungen und bei solchen Streifzügen, die sehr verwickelt waren, namentlich bei Fragen über Wein und Dein, sollte Zweikampf stattfinden. Um Guts- grenzen wurde oft gekämpft (lex Alam. 87, in den Mon. l. c. III, 76 sq.), ja um eines Müh- lers willen, wie Agobard sagt. Die Volks- rechte wie die Könige gestatteten so den Kampf. Allerdings erhob sich schon frühe von Seiten der Kirche Widerspruch; nicht bloß das Rohe daran, sondern auch das Abergläubische nöthigte dazu. Schon Avitus von Vienne trat dagegen auf, und später urtheilte Agobard von Lyon über das Gesetz Gundobalds, es sei kein Gesetz, sondern ein Ge- meßel, non est lex, sed nex; oft würden Schwache und Greise zum Zweikampf aufgefordert und zwar wegen der geringfügigsten Dinge. Wenn Gott sich solcher Mittel bedienen wollte, wären die Martyrer nicht unterlegen; heißes Wasser und Eisen enthülle die Wahrheit nicht. Dann trat das Concil von Valence 855 ebenso gegen den Zwei- kampf auf wie gegen die Gewohnheit, die eine Quelle des Zweikampfes war, beide Parteien ihre Aussagen beschwören zu lassen. Zweikämpfer, die einander getödtet, sollten wie Selbstmörder be- handelt werden und des kirchlichen Begräbnisses verlustig gehen. Entschieden sprach sich Papst Nicolaus I. gegen den Zweikampf aus, durch den König Lothar den Streit mit seiner Frau Theu- berge ausfechten lassen wollte; er nannte es ein Versuchen Gottes, etwas, das den Geboten Gottes und den Satzungen der Väter widerspreche. Ste- phan V. (885—891) erklärte, nicht Gottesurtheil, sondern Zeugenverhör und Geständniß seien die Rechtsmittel, die Wahrheit zu erforschen. Trog- dem dauerte die Sitte des Zweikampfes fort. Die sächsischen Kaiser Otto I. und II. setzten den Zwei- kampf sogar für verschiedene Anlagefälle fest. Otto's I. Tochter und Heinrich's III. Gemahlin wurden von dem Verdachte der Unkeuschheit durch den Zweikampf gereinigt, wobei für die Frauen andere Kämpfe einzutreten. Doch konnten auch Frauen selbst kämpfen. Sonst dienten niederen Ständen andere Gottesurtheile; seit dem 13. Jahr- hundert wurde die Tortur (s. d. Art.) angewandt. Einzelne Gottesurtheile fanden unter Theiligung der Kirche statt; es gab eigene Ordalienmessen, ja

von zwei Klöstern, Marmoutier und Talmont, hören wir, daß sie 1098 ihren Streit durch Zwei- kämpfer entscheiden ließen (Marchegay, in der Biblioth. de l'école des chartes 1889, ser. 1, I, 552—564). Eine bedeutende Förderung brachte den Zweikämpfen die Entstehung und Ausbildung des Ritterthums und ihre Verbindung mit Waffenspielen. Waffenspiele, nämlich Uebungen der Jugend im Fechten, waren von jeher ein Haupttheil der Erziehung, zumal bei den Germanen. Schon Tacitus erwähnt den Schwertertanzen. Bei den Kelten waren zudem Reiterkünste beliebt. Nachdem das Reiterheer das Fußheer verdrängt hatte, war die Verbindung des Fechtens mit Reiter- künsten gegeben. Die Kunst wurde in bestimmte Regeln gebracht, zuerst in Frankreich: in der Mitte des 11. Jahrhunderts soll ein Godefroi de Breuille das Turnier erfunden haben. In Frankreich wurde ja überhaupt die Ritterzucht ausgebildet, und von dort verbreitete sich das Turnier nach Eng- land und Deutschland. Die Turniere waren eine Art Manövern, mit viel Prunk gefeiert. Schon bei den römischen Manövern wurden Tribünen für die Zuschauer errichtet; so geschah es auch bei den Turnieren: sie sollten einen Ersatz bieten für die verloren gegangenen Circus- und Fechterspiele. Unter den Zuschauern standen in erster Linie die Damen, denen zuliebe die Ritter ihre Künste zeigten. Das Turnier bestand in einer Verbindung von Reiterkunst und Speerkampf; das bloße Rennen hieß Buhurt, der Speerkampf Tjost. Die Tjoste gingen dem wirklichen wahren Turniere, das ein Massenkampf war, oft voraus. Letzteres war das Abbild einer Schlacht. Die Ritter hätten zuvor die heilige Messe (Schulz, Das höchste Leben II, Leipzig 1889, 133). Die Sieger wurden hochgeehrt, und Festlichkeiten schlossen die Turniere. An sich bloße Spiele, waren sie doch sehr ge- fährlich, da die Ritter trotz ihrer schweren Rüstungen oft tödtlich getroffen wurden oder in den Rüstungen erstickten. Zudem stießen bei diesen Anlässen oft Gegner aufeinander. Daher trat die Kirche früh gegen die Turniere auf und verbot sie seit 1131 immer wieder in Verbindung mit gerichtlichen Duellen und Ordalien. Wer im Turniere fiel, wurde ebenso behandelt, wie wer im Duell starb; er ging des kirchlichen Begräbnisses verlustig, auch wenn er gebeichtet hatte. Die Sterbesacramente wurden nicht verweigert; nach dem Halls Kampf- gerichtsbuch wurde sogar vor dem Duell ge- beichtet. Gegen Duell und Ordalien erklärten sich Alexander II., Innocenz II., Alexander III., Cölestin III., Innocenz III., Honorius III., Gregor IX. (vgl. c. 1—3, X 5, 35). Innocenz III. bestätigte zwar die Statuten der Stadt Venedig, worin der gerichtliche Zweikampf vorgesehen war; aber es war nur eine allgemeine Bestätigung, die nicht alle Einzelheiten umfaßte. Eine Ver- ordnung des Sachsenspiegels, den gerichtlichen Zweikampf betreffend, wurde von Gregor XI. verworfen (s. d. Art. Alenfo). Unter den welt-